

Die Hundeinsel

Autor(en): **Borsinger, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1926)**

Heft 6

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759995>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Hundeinsel

Von Paul Borsinger

Gegen die volkreichen Menschengräber des Londoner Ostens durch dreifachen Festungsgraben der Westindiadocks verschanzt, liegt die Hundeinsel im braungelben Themsewasser. Sie träumt nicht nach anderer Inseln Weise. Zu rastlos durchpflügen die Dampfer den schmutzigen Strom, zu düster lastet die rauchgeschwängerte, gelbbraune Luft über ihr, zu unheimlich grüßen, beschimpfen, bedrohn sich die heulenden Schiffsirenen. Und doch, trotz des Lebens, das sie umflutet, schwingt sie nicht mit in der Unrast der Weltstadt. Sie döst vor sich hin, übelgelaunt und verrufen, ein Wirrsal graubraunen Gemäuers, roter Kamine, gespenstisch schwingender Krane. Sie gleicht einem schlafenden Tier, in dessen Eingeweiden verborgenes Leben brodelt, während seltsame Bilder seine Träume durchkrampfen, von Masten und Segeln und rauchenden Schloten der Schiffe, die geisterhaft, lautlos, auf unsichtbaren Gewässern des Stroms über verwitterte Dächer niedriger Häuser schleichen, dem Meere zu.

Wem es nach stundenlanger Wanderung durch das schmutzige Marktgetriebe Whitechapels, die Slums von Poplar, die engen Chinesenviertel, gelungen ist, einen der beiden Zugänge zur Isle of Dogs zu entdecken, wer glücklich die Kette der ruhelos pendelnden Drehbrücken über die Zufahrtskanäle der Docks überschritten, sieht sich plötzlich in einer ganz anderen, einer unheimlich toten Welt. Meilenweit winden sich enge Gassen, zwischen fensterlosen schwärzlichen Ziegelmauern dahin, welche die Werfte und ihre Lagerplätze umschließen; zuweilen vergitterte Tore, verdächtige Pinten und Trödlerbuden, man weiss nicht wozu, für wen; fast kein Mensch zu seh'n; von Zeit zu Zeit nur donnernde Schwärme hochbeladener Lastwagen, die rasend ob langen, nutzlosen Wartens an offenen Kanälen im Nebel verschwinden. Dann wieder Ruhe, die eigentümliche, leblose Ruhe ferner Geräusche des Hafens, der Stadt. – Seitenstraßen öffnen sich nach dem Innern der Insel, scheinbar endlos im graugelben Dunst, eingerahmt von eintönig grauen, stets gleichen Häuserzeilen. Arbeitslose lungern herum, Kinder lärmen und balgen und in der Ferne, auch hier, wie überall sonst, unbegreiflich, Gespenstern gleich, bewimpelte Masten, rauchende Schlote, die über die Dächer zieh'n.

Ein eigenartiges Volk wohnt auf der Isle of dogs. Einstmals die schilfüberwachsene Hundefarm des unglücklichen Karl I., der hier seine

Spaniels züchtete, war sie im Laufe der Zeit zum Schlupfwinkel schlimmsten Gelichters der unaufhaltsam sich dehnenden Stadt geworden. Abgeschlossen vom Leben der Umwelt, in drückendster Armut jahrhundertlang sich selbst überlassen, entwickelte sich ein besonderer Menschenschlag, wild und zerlumpt, gleich der Umgebung von jener unbestimmbaren Farbe des Großstadtmülls. Doch seine Wildheit war nicht die primitiver Völker, deren herrliche Kraft ungehemmt durch die Einflüsse wesensfremder Zivilisation üppige Wälder durchstreift, sie war die Wildheit der Ausgestoßenen, der Enterbten einer seelenlos harten Überkultur.

Vor wenig Jahren noch war die Hundeinsel der Inbegriff aller Großstadtgreuel. Räuber lauerten den entarteten Dandys auf, die, neue Reize suchend, sich in ihre Matrosenkneipen, Bordelle und Opiumhöhlen verirrt. Niemand bestrafte die Mörder, da niemand sie hier zu suchen wagte, niemand sie im Labyrinth des Lasters zu finden hoffte. Wenige Meilen vom Mittelpunkte moderner Kultur entfernt entfaltete sich wildeste Barbarei, scheußlicher, frecher und freier als selbst in endlosen Tropenwäldern dunkelsten Afrikas. Erst die jüngste Zeit schuf einigen Wandel. Sie hat die Brücken über die Themsearme geschlagen, ganze Quartiere niedergelegt, Schulen gebaut, Ordnung, Verkehr, Polizei in das einstige Chaos getragen. Die Wilden beginnen sich langsam den neuen Verhältnissen anzupassen. Statt durch Verbrechen suchen sie sich durch Arbeit in den umliegenden Docks zu ernähren. Doch diesen nordländisch finster blickenden Proletariern ist südlich leidenschaftlicher Charakter geblieben, den die jahrhundertelange Rebellion gegen die herrschende Ordnung hervorgebracht hat. Einen Augenblick nur sich selbst überlassen, nisten sie wieder zu Dutzenden in finsternen Höhlen, verwandeln ihre modernen Musterhäuser zu schmutzstarrenden Ruinen, fallen zurück in der Väter urmenschliches Nichtstun, das sich vom Laster ernährte und Raub und Mord.

Seit Jahrzehnten arbeiten fromme Männer daran, die wilden Seelen zu zähmen. Da und dort weisen Kirchlein den Weg in den grauen Himmel, die einen kecker, andere bescheidener, alle aber sich mühend, die Wohltaten ewiger Wahrheit den armen Heiden möglichst greifbar vor Augen zu führen. Hier preist reklamehafte Inschrift über dem Tore melodisches Orgelspiel, dort eine andere des Pfarrers Beredsamkeit, eine dritte rühmt des Heiligtums Kühle im Sommer, seine wohlige Wärme im Winter, indes gegenüber nahrhafte Suppen den frommen Beter erwarten. Trotz all dieser Lockungen ist der Einfluss der Kirche nie mächtig geworden. Sie

lehrt die Kinder, die Eltern zu ehren, ihnen zu gehorchen. Damit allein schon verurteilt sie sich zum Misserfolg. Die Erwachsenen sind unverbesserlich. Ungleich den Heiden des Urwalds sind sich die Heiden der Hundeinsel bewusst, seit Generationen ohne Götter fertig geworden zu sein. Sie vegetierten im altererbten Gemäuer von Vater auf Sohn. Sie hüllten ihre Nacktheit in Lumpen, um nicht zu erfrieren. Sie suchten Verdienst oder Raub, weil Hunger sie trieb. Ihre Interessen beschränkten sich auf jene der Tiere: zu essen, zu schlafen, sich zu vermehren und zu begraben. Sie brauchten Gott nicht dazu, höchstens die Kinder. Als plötzlich die Diener des Herrn erschienen, von Sünden und Strafe, von Pflichten und Lohn zu predigen, da lachten sie. Seit die verzweifelnden Missionare die verstockten Heiden mit Öfen und Würstchen und Tanzmusik anzulocken begonnen haben, finden sie sich zwar zuweilen im Gotteshaus ein. Wenn sie hungrig sind und ohne Geld, scheint ihnen des Pfarrers Futter mit einem Stündchen des Stillsitzens auf hartem Kirchenstuhl nicht allzu teuer erkaufte. Die ewige Wahrheit aber, die er verkündet, ist ihnen Luft. Nur Schwächlinge gehen, wie ihnen scheint, ins Himmelreich ein.

Im Herzen der Insel steht ein festungsartiger Backsteinbau. Gleich einem Bergfried ragt die quadratische Kapelle aus seiner Mitte empor. Eine Inschrift über dem Eingange kündigt: Docklandsettlement. Das Tor öffnet sich. Ein hochgewachsener, hagerer Mann tritt heraus, dessen Kleider trotz ihrer Vernachlässigung deutlich den Westend-Schneider verraten. Sein Alter ist schwer zu bestimmen. Dreißigjährige stahlblaue Augen lachen aus tausend Runzeln des weißen Asketengesichts. Leicht gebeugt, ungeduldig am Stocke hinkend, verschwindet er im braungelben Nebel. Es ist der Hundeinsel heiliger Menschenfreund, der Captain. –

In Oxford erzogen, war er beim Ausbruch des Weltkriegs einer der lebenslustigsten Dandys der Hauptstadt gewesen. Mit dem ersten Freiwilligentrupp war er nach Frankreich geeilt. Hier aber hatte ihn Gottes Gnade gefunden. Als er während der Sommeschlachten an der Spitze seiner Kompanie einen deutschen Graben erstürmte, zerriss ihm eine Granate den rechten Fuß. Wochenlang schwebte er zwischen Leben und Tod. Wiederkehrende Kraft reifte den Entschluss, der Welt zu entsagen und den Rest seines Lebens Werken der Nächstenliebe zu weihen. Franz von Assisi ward sein Ideal.

Sofort nach Friedensschluss hatte er sich dem bereits bestehenden Missionswerk eines Freundes im Eastend zur Verfügung gestellt. Bald

aber war es ihm klar geworden, dass mit den veralteten kirchlichen Bekehrungsmethoden hier nichts zu erreichen sei. Nur wenn man ohne Rücksicht auf ihre Seelen die alten Sünder dem liebgewonnenen Laster und Schmutz überließ und sich ganz auf die Gewinnung der Jugend verlegte, konnte man dauernde Resultate erhoffen. Die Kinder mussten den Eltern systematisch entfremdet werden, wollte man sie dem lähmenden Einfluss jahrhundertealten Elends entziehen. – Er baute zu diesem Zwecke sein Settlement, ein Klubhaus, in ihm des Abends die Jugend zu sammeln, mit ihr zu spielen, zu lachen, sie zu erziehen. Er bringt hier die wilden Dockland-Buben und -Mädchen mit seinen Westendfreunden in Berührung, dass deren Beispiel die Rangen zähme, und Ehrgeiz wecke, zu werden wie sie. Der allen Briten, besonders jenen der unteren Klassen, tief innewohnende Snobismus erleichtert sein Werk.

Der Zweck, den der Captain mit seinem Opferleben verfolgt, ist derselbe, welcher den Gründern mittelalterlicher Bettelorden vor Augen geschwebt: der Mitmenschen Wohl. Die äußeren Verhältnisse aber und die Mittel, das Ziel zu erreichen, sind andere. Glattrasierte Gesichter bringen heute Asketentum ebenso deutlich zum Ausdruck als die zerzausten Bärte vergangener Zeit. Das tägliche Bad vergeistigt uns den Geruch der Heiligkeit. Statt hässlicher Tonsuren, verklärt von überirdischen Strahlenkränzen, verkünden gepflegte Mähnen die Ehre des Schöpfers. An Stelle zerfallender Zähne blitzt ein Kaninchengebiss. Die einstmals praktischer Nächstenliebe abgesparten Betrachtungsstunden füllt Journalistik und Korrespondenz mit Schreibmaschinengerassel, um von gutmütigen Reichen bitternotige Checks einzutreiben. Vor allem aber hat sich die Einstellung zum Gottesgedanken gewandelt. Während den mittelalterlichen Reformern die Vervollkommnung des Menschen zur Vermehrung der Ehre des Allerhöchsten notwendig erschien, ist den Heutigen Gott nur noch ein Helfer, die Menschen in jene höheren Sphären zu heben, in denen sie sich stark genug fühlen, aus eigener Kraft ihrem innersten Bedürfnis nach Vollkommenheit nachzuleben. Statt an den Schöpfer glauben sie an das Geschöpf. –

Der Captain bewohnt im ersten Stockwerk des Settlements ein paar einfach aber geschmackvoll eingerichtete Räume. Ein Arbeitsplan von mönchischer Strenge regelt sein Tagewerk. Der Morgen sieht ihn am Schreibtisch, organisierend, finanzierend, knauserigen Freunden telephonisch die Herzen rührend. Punkt elf Uhr bringen ihm alte Weiber

bresthafte Bruder-Hunde und Schwester-Katzen. Von seinem Burschen unterstützt, verbindet er ihre Pfoten, vertreibt ihre Würmer, vergiftet das Ungeziefer, falls eine kräftige Dosis Strychnin nicht angezeigt erscheint. Unterdessen haben sich zerlumpte Dockarbeiter um die rohgezimmerten Tische der Kantine gesammelt. Während sie ihren nahrhaften Lunch verzehren, spielt ihnen der Captain Grammophon oder unterhält sie mit sympathischen Worten. Es sind die Väter, aus deren Klauen er seine Buben und Mädels zu retten hat. Er sucht ihren Argwohn zu betäuben, ihnen zu beweisen, dass der Verkehr ihrer Brut mit ihm harmlos, ja vorteilhaft sei. – Der Nachmittag ist mit ähnlichen diplomatischen Werken erfüllt. Krankenbesuche, Tröstung Verzweifelnder, Erforschung neuer Angriffspunkte im Krieg mit dem Elend führen ihn durch die verrufensten Gassen. Von weitem rennen die Kinder herbei, wenn seine hagere Gestalt um die Ecke schwankt oder der Zweitakt des Stocks und des hölzernen Beins durch den Nebel klappert. Die Fenster öffnen sich bei seinem Vorübergehen. Graue Bubiköpfe verlauster Weiber grinsen heraus und kreischen: « Evening, Sir! » –

¶All das ist Vorbereitung und Rahmen für die nächtliche Hauptarbeit, die Gewinnung der Jugend. Wenn der Heilige müde von seinen Wanderungen nach Hause kommt, stehen Autos vor der Türe des Settlements. Jeden Abend finden sich einige seiner ehemaligen Westend-Freunde und -Freundinnen ein, die sich verpflichtet haben, wöchentlich einmal persönlich an seinem Werke mitzuarbeiten. Während des einfachen Nachtmals werden jeweilen die Rollen dieser « Social-workers » verteilt. Ein Oxford-Student hat den Fünfzehnjährigen Boxunterricht zu geben. Ein Gardeoffizier übernimmt es, die Jüngsten zu drillen. Die Aufsicht über die Spielsäle wird einem Schauspieler anvertraut. Die lebhafteste, weltlichste Unterhaltung flitzt unterdessen über den Tisch. Der Heilige mischt sich mit beißendem Witz in die neuesten Skandalgeschichten, welche die älteste Duchess zum besten gibt, die heute abend in der Kantine den Tee, das Gebäck und die Zigaretten vertreiben will. Eine Berufstänzerin, die sich erboten hat, die Dockland-Buben und ihren Girls den Tango zu lehren, hilft ihr dabei.

Gegen acht Uhr nimmt das Toben der Jugend rings um das Haus bedrohliche Formen an. Einige Rangen sind, Einlass begehrend, auf die Fensterbrüstung geklettert. Fußtritte donnern ans Tor. Hastig wird der Kaffee gereicht. Dann eilen alle auf ihre Posten. Der Captain öffnet die Riegel. Herein stürmt die Flut. Im Nu erfüllt sie die Räume mit

unbeschreiblichem Lärm. Nur der größten Mühe der « Social-workers » gelingt es, das Ungestüm langsam auf ein erträgliches Maß herabzustimmen.

Im Billardsaal bilden die ältesten Jungens, fünfzehn- bis zwanzig-jährig, den « A »-Club. Es ist eine besondere Ehre, im « A »-Club zu sein. Das Benehmen seiner Mitglieder ist daher selbstbewusst, beinahe musterhaft. Ihr Einfluss soll nach und nach die ganze Jugend durchsäuern. Die Buben des « A »-Club sehen nicht mehr wie Enterbte aus. Zu froh sind sie dafür, zu gesund, zu sauber gekleidet, mit Ausnahme jenes Einigen, der heute zum erstenmale erschienen ist. Morgen schon wird auch er den schlimmsten Schmutz draußen lassen. Eine wollene Binde wird zunächst die schwarze Kruste des Halses verdecken, allmählich einer seidenen weichend, diese einem richtigen Kragen mitsamt Krawatte. Die zerrissenen Schuhe und Arbeitskleider werden geflickt. Vielleicht gar machen sie einem dunkeln Anzuge Platz, von einem Juden in Whitechapel auf wöchentliche Abzahlung hin eingehandelt. – Man läßt es sich etwas kosten, Mitglied des « A »-Clubs zu sein. – Unterdessen werden die Kameraden ihm zeigen, wie man spielt ohne zu mogeln, wie man das kostbare Billard behandelt, wie man verliert, ohne sich durchzuprügeln. Vor allem aber wird er einsehen lernen, dass er der « richtigen Dame, » die den Tee kredenzt, mit guten Manieren besser gefällt, als wenn er sie kneift.

Doch selbst im « A »-Club ist die Kultur noch auf schwachen Füßen. Sie ist zum größten Teil nur dem unauffällig, spielend die Aufsicht führenden « Social-worker » zu verdanken. Ist er autoritätslos oder zerstreut, so bricht die alte Wildheit urplötzlich hervor. Scheinbar grundlos erhebt sich wüstes Geschrei. Stühle durchsauen die Luft, Scheiben gehen in Trümmer, stürzende Tische krachen. Die Kämpfer wälzen sich über das Billardtuch! –

Schmachtende Weisen schmeicheln durch das Getümmel und glätten die Wogen. Im Saal nebenan haben vier Dockland-Boys ein Orchester gebildet. Kichernde Mädchen umlagern die Tür. Jeder Junge darf seinen Schatz in die Tanzstunde bringen. Allmählich füllt sich der Raum mit den Bubiköpfen buntfarbiger Eastend-Schöner. Ihre Röckchen sind kurz, die Wangen gepudert, die Lippen bemalt. Sie bemühen sich schrecklich, den Westend-Gästen zu zeigen, dass auch die Hundeinsel die Mode kennt. Wichtig und ungeschickt ahmen sie der Tänzerin Tangofiguren nach. Wenn ein plumper Backfisch beim Drehschritt zu Boden donnert, droht

einen Augenblick lang die Würde der ganzen Versammlung in Scherben zu gehen. Doch man zerbeißt heroisch die Lippen, zählt und dreht weiter, findet es wunderschön. – Die jungen Wilden lernen erstaunlich schnell. Bald schon tanzen sie alle, anständig wie Klosterschüler. Auch die Duchess tut mit, die Studenten, die Flöhe, der Gardeleutnant und die Wanzen, ja selbst der Heilige tanzt auf seinem hölzernen Bein. –

Ein Glöcklein wimmert. Der Jimmy bricht ab. « God save the king » löscht Tanz und Gelächter. Es läutet zum Gottesdienst, mit welchem der Abend jeweilen schließt. Die Dockland Boys sind verpflichtet, wöchentlich wenigstens einmal daran teilzunehmen. Sie tun es gern. Der Captain macht kurz. Er versteht es, die Buben zu fesseln. Wenn seine hagere Gestalt, in eine mittelalterlich dunkle Mönchskutte eingehüllt, im Kerzenlicht vor dem blumengeschmückten Altare steht, mit ihnen ein Lied vom allmächtigen Gotte zu singen, fühlen sie sich eigenartig gehoben. Wenn er ihnen sagt, wie der fremde, der unbekante, der große Weltgeist sich für sie interessiert, wie er sie bevorzugt hat vor anderen Menschen, als Bürger des mächtigsten Reichs, das die Erde trug, fühlen sie sich wichtig und groß. Wenn seine weiche Tenorstimme ihnen erzählt, dass Christi höchstes Gebot sei, den Nächsten zu lieben, ihm liebend zu helfen, wenn er sie mahnt, sich selbst zu vergessen im Dienste des Nächsten, fühlen sie sich unendlich klug, klug wie die biblischen Schlangen, so viel klüger als ihr unpraktischer Gönner, der nicht zu begreifen scheint, dass Christi Gebot nicht für Dockland-Buben erfunden ward. Sie können erst großmütig opfern, wenn sie zuvor den Platz an der Sonne erobert haben. Sie verzeihen es ihm, dass er, den Pfarrern gleich, Opfer verlangt. Er opfert ja selbst. Und zudem hat er im Kriege bewiesen, ein Held zu sein, kein schwächlicher Heuchler. Sie sind recht stolz auf ihn. Wenn sie dereinst auf Kosten der Unfähigeren, der Schwächern sich emporgearbeitet haben, wollen sie, seines Rates gedenkend, gleich seinen Westend-Freunden viel Gutes tun. Doch davor, gleich ihm, alles hinzugeben, möge sein Gott sie bewahren. – Selbstbewusst, zukunftsfröh tönt das Schlusslied durchs Heiligtum, in welchem sie dem Allerhöchsten danken, Briten zu sein, indem sie ihn bitten, nie zu erlauben, dass verzagte Bescheidenheit sie unwert erweise des herrlichen Reiches. –

Der letzte Beter hat sich entfernt, um in den Slums seine Schlafhöhle aufzusuchen. Auf Tischen und Stühlen der Küche sitzen die ermatteten Social-Workers und wärmen sich an einer Tasse Tee, bevor sie das Auto zurück in den Westen führt.

« Welch wundervoller Abend, » murmelt der Captain im Mönchsgewand, während er den Rauch seiner Zigarette durch die Nase bläst. « Welche Freude habt ihr meinen Armen bereitet. Noch nie fand ich mich in der Kapelle so eins mit Hörern und Betern als gerade heute. Das Eis schien gebrochen. Die Wilden ahnten die Schönheit des Gotteswortes. »

Bewundernde Blicke der Damen künden ihm Zustimmung. Nur der Schauspieler mustert misstrauisch des Freundes härene Kutte. Er hat ihn heute zum ersten Male seit seiner Bekehrung gesehen. Er versteht ihn noch nicht. Ist es ihm wirklich ernst? Ist er nicht nur ein raffinierter Berufsgenosse; einer der vielen spleenigen Briten, die, vom Leben enttäuscht, sich in eine der zahllosen Unmöglichkeiten des Weltreichs verbeißen, sich darin zu verlieren; ein gewollter, der Ironie seines Handelns sich voll bewusster Quijote der Gegenwart?

Der Heilige fährt indessen leise, weltverloren, wie im Selbstgespräche zu reden fort: « Nicht Jagd nach Reichtum bringt Glück. Nur die Liebe. Wir wollen das Glück dieser armen Menschen. Wir lieben sie. Sie liebend, flößen wir auch ihnen die Liebe ein. Sie werden sich glücklich fühlen, aus Liebe leiden zu dürfen. Das Hochgefühl wird sie lohnen, mitzuhelfen, das Reich des Herrn zu bereiten, der Liebe Reich, in dem keine Unterschiede mehr sind zwischen Westen und Osten, zwischen Reichtum und Armut, Schwäche und Macht – weil alle sich lieben. » –

Der Captain schweigt. Alle schweigen, denken und gähnen. Selbst der skeptische Freund wagt nicht mehr zu nörgeln, seitdem er die stahlblauen Augen des Schwärmers unsicher, beinahe ängstlich durch die fliegenschwarze Decke der Küche den Optimismus des sternenfunkelnden Himmels hatte suchen gesehen. Er weiss nicht, was er mehr bewundern soll, die Willensstärke, die so zäh an die Höherentwicklung der Menschheit zu glauben sich müht, trotz täglich neuer Beweise, dass der natürliche Weg alles Irdischen talwärts geht, oder den heiligen Leichtsinn, der zu vergessen trachtet, dass materieller Erfolg und seelische Vollkommenheit unversöhnliche Feinde sind. –

Die Wagen der Social-Workers suchen den Heimweg durch endlose Gassen der schlafenden Slums. Der Heilige verriegelt die schweren Tore des Settlements. Er ist wieder allein im unermesslichen Leidensmeere des Londoner Ostens. Kaum kann ers tragen. Vergeblich versucht er bei der Lektüre seines Lieblingsdichters das Elend der Welt zu vergessen, nachdem er im Bade den täglichen Schmutz seines Liebeswerkes abgewaschen. Die Bilder der Freunde, welche die Wände des Schlafzimmers

schmücken, schimmern warm, beinahe lebendig, zu ihm hinüber. Sie trösten ihn nicht. Sie scheinen im flackernden Kerzenlicht mitleidig seiner zu lächeln. Bittere Zweifel an seinem Werke bestürmen ihn . – Endlich übermannt ihn der Schlaf. – Er sinkt in die Kissen zurück – das Buch entfällt seinen Händen – die Kerze erlischt – und während die Nebelhörner des Hafens das mitternächtliche Schweigen der Insel umheulen, findet im Traum er den Glauben wieder ans Kingdom of God. –